

Meine Zeit in Curahuasi, Peru

Schon als Teenagerin war ich von Südamerika und der spanischen Sprache fasziniert – nun im Alter von 23 Jahren habe ich mich endlich auf den langen Weg gemacht, diesen wunderschönen Teil der Erde zu erkunden.

Dabei absolvierte ich eine sechswöchige Famulatur im Missionskrankenhaus Diospi Suyana im Hochland Perus – mitten im Gebiet der Quechua-Indianer, auf den Spuren der Inkas. Wie sich herausstellte, zog diese Entscheidung einige Herausforderungen mit sich, die ich in der Vorbereitungszeit so nicht bedacht hatte. Ich hatte zwar in der Schule Spanisch gelernt, besuchte aber auch in der Uni einen Spanischkurs und redete lange mit einigen lateinamerikanischen Freunden, um mich vorzubereiten und nicht völlig von dem Akzent und Sprachtempo überrannt zu werden. Das kam mir auch häufig sehr zugute. Zwar häufig, aber nicht immer, denn nicht nur Teile der älteren indigenen Bevölkerung, sondern – für mich sehr erstaunlich – auch etliche der jüngeren Indianerinnen und Indianer sprechen nur Quechua. Ich leider nicht. Zum Glück gab es aber immer ganz liebes Pflegepersonal, das einem sprachlich sehr behilflich war und als Spanisch-Quechua-Übersetzer zur Verfügung stand.

„Diospi Suyana“ das bedeutet frei übersetzt auf Quechua „Vertrauen auf Gott“ und genau das ist es auch, was dieses Krankenhaus so besonders macht. Das Missionsspital wurde 2007 von einem deutschen Ehepaar gegründet, dass von der Armut und medizinischen Unterversorgung in diesem Teil Perus tief erschüttert war.

Die Geschichte des Krankenhauses beschreibt der Gründer Klaus-Dieter John in seinem Buch „Ich habe Gott gesehen“, und weil es mir damals empfohlen wurde, las ich dieses Buch während meiner Abiturzeit. Ich war von der Liebe, dem Vertrauen auf Gott und der Hingabe, mit der dieses Projekt durchgeführt wird, absolut beeindruckt. Mein ganzes Studium über habe ich mit dem Gedanken gespielt, mindestens ein Praktikum im Ausland zu machen und hatte dabei dieses Krankenhaus immer im Hinterkopf. Als ich dann von einer Kommilitonin erfuhr, dass sie genau in diesem Hospital, das mich so faszinierte, Famulatur gemacht hatte, stand meine Entscheidung fest: Ich wollte mich bemühen, diesen Ort auch persönlich kennenzulernen.

Deshalb bewarb ich mich circa 15 Monate vor meiner Ausreise im deutschen Büro von Diospi Suyana in Darmstadt. Dafür musste ich zunächst am Telefon einige Fragen beantworten, zum Beispiel ob ich zur Zeit der Ausreise mindestens im achten Semester war, ob ich einen persönlichen Glauben an Gott hätte, ob ich Grundkenntnisse in Spanisch habe und ob ich bereit wäre, für einige Zeit unter sehr einfachen Bedingungen zu leben. Als ich alle Fragen mit ja beantwortete, wurden mir die Bewerbungsunterlagen per Post zugeschickt

und ich musste einen längeren Fragebogen ausfüllen, meine Zeugnisse, Lebenslauf und ein Online-Sprachzertifikat einreichen, sowie ein Empfehlungsschreiben und einen geistlichen Lebenslauf. Darin erklärte ich, wie ich zu meinem Glauben an Gott gefunden hatte, wie ich ihn lebe und welche Vorstellungen und Ziele ich vom und im Leben habe.

Bei dieser ganzen Vorbereitung, kamen mir im Vorhinein immer wieder Zweifel, ob ich wirklich den finanziellen, zeitlichen und psychischen Aufwand auf mich nehmen wollte und sollte, um in Peru zu famulieren. Dazu kam noch, dass das Krankenhaus auf einer Höhe von 2600 m liegt, sodass auch die physische Anforderung nicht zu unterschätzen ist.

Im Nachhinein kann ich aber nur sagen, der ganze Aufenthalt war seinen Aufwand mehr als wert.

Da es sich um ein kleines Krankenhaus handelt und es außer mir nur noch eine weitere Famulantin gab, durfte ich in den sechs Wochen im Krankenhaus in jeden Bereich schnuppern, der mich interessierte. Sehr wahrscheinlich möchte ich Anästhesistin werden, sodass ich viele Tage im OP mit der einzigen Anästhesistin verbrachte, die fast immer zwei Säle gleichzeitig managte – meist eine Vollnarkose und eine Regionalanästhesie. Die Zeit dort war sehr lehrreich, ich beatmete viel, intubierte, legte Zugänge, monitorte und stach Spinalanästhesien.

Außerdem verbrachte ich viele Tage in der Notaufnahme, wo ich eigenständig die Patientinnen und Patienten aufnehmen durfte, anschließend stellte ich dem Arzt meine Untersuchungsbefunde, Verdachtsdiagnose und Differenzialdiagnosen vor und gab einen Vorschlag für das weitere Prozedere. Der Diensthabende erklärte mir dann, was er dachte und wie er vorgehen würde sowie häufig noch die Krankheitsbilder. Die ersten paar Tage waren ziemlich holprig, insbesondere aufgrund der Sprachbarriere, aber auch weil ich über die typischen Erkrankungen von Perus Hochland nicht viel wusste. An Tuberkulose, Neurozystozikose und Parasiten denkt man in Deutschland schließlich nicht als erstes. Aber es wurde von Tag zu Tag besser und am Ende stimmten mein Vorgehen und das des Arztes sehr häufig überein. Auch die routinemäßigen Sprechstunden waren häufig sehr spannend, weil ich viele Erkrankungen sah, von denen ich vorher nur gehört hatte. Allerdings gab es auch einige Tage, wo wir gefühlt jedem Patienten sagten, dass er abnehmen sollte.

Was mich im Krankenhaus sehr schockierte, war, dass viel mehr Patienten als in Deutschland nicht die Wahrheit über vorangegangene Arztbesuche oder Behandlungen sagten, da sie Angst hatten, ansonsten nicht behandelt zu werden. Dementsprechend fiel die Anamnese häufig sehr kurz, unpräzise oder gar falsch aus.

Nach den langen Arbeitstagen und dem Denken in Spanisch, war ich abends oft sehr müde, sodass ich viele entspannte Abende mit meinen beiden Mitbewohnerinnen, zwei Sozialarbeiterinnen von Diospi Suyana, und ihrem Hund in ihrem einfachen, aber sehr gemütlichen Haus verbrachte oder zu den zahlreichen Sportmöglichkeiten ging. Was für

mich jedoch ausgesprochen besonders war, das war die Möglichkeit, jeden Tag wandern gehen zu können. Ich liebe Wandern und wo bietet sich dies besser an als im peruanischen Hochland. Direkt von meinem Haus aus konnte ich loslaufen, aber auch im ganzen Umland gab es unzählige Möglichkeiten. Die Inka-Stätten Machu Picchu und Choquequirao waren sehr nah und wollten erkundet werden. Auch 5000er- und 6000er Berge waren in der Nähe und der Ausblick sowie die Schneemassen ein Anblick und Erlebnis, das ich nie wieder vergessen werde.

Wie wunderschön alle diese Ausflüge auch waren, ich hatte doch das eine oder andere Mal damit zu kämpfen, dass Lateinamerikaner eben nicht so überkorrekt sind, wie man es aus Deutschland gewöhnt ist – oder sagen wir, einfach eine andere Geschwindigkeit haben. So hatten wir beispielsweise bei unserer dreitägigen Wanderung nach Choquequirao ein Maultier gebucht, das unser Zelt und unsere Lebensmittel tragen sollte. Das hat es auch ganz brav gemacht, aber der Arriero, der es führte, war weniger motiviert. Wir wanderten extra um sieben Uhr morgens los, um nachmittags beim Zeltplatz zu sein und im Hellen kochen und Zelt aufbauen zu können. Leider kamen unsere Sachen erst über drei Stunden später an, sodass wir völlig ausgehungert im Dunkeln erst unser Zelt aufbauten. Dies und andere Erlebnisse haben mich aber entspannter gemacht, ich habe das Gefühl, in dieser ganzen Zeit entschleunigt zu haben.

Wenn ich an die Zeit zurückdenke, fallen mir hauptsächlich die lieben und super offenen Menschen ein, die ich kennen lernen und mit denen ich viel Zeit verbringen durfte. Auch hat mir diese Zeit für mein Studium sehr weitergeholfen, da ich mir nun etliche Krankheitsbilder, die man in Deutschland einfach weniger sieht, viel besser merken kann, auch durch regelmäßige kurze Vorträge verschiedener Ärzte zu bestimmten Krankheitsbildern. Ich bin froh, dass ich sehen konnte, wie Medizin funktioniert, wenn eben nicht jedes neue Hightech-Gerät vorhanden ist und jeder gut krankenversichert ist. Dadurch lernte ich mehr, mich auf die Basics zu konzentrieren, was mir am Besten von allem gefiel.

Was mich aber in der Zeit immer wieder traurig bis wütend gemacht hat, war die Unehrlichkeit, mit der die Patienten ihre Anliegen vortrugen. Dadurch kam es zu häufigen langen Diskussionen, in denen am Ende meistens kleinlaut die Lügen zugegeben wurden. Diese Gespräche haben viel Zeit und Kraft gekostet.

Alles in allem aber war diese Zeit jedoch eine wunderbare Erfahrung, die ich nicht missen möchte, aber am Ende freue ich mich doch wieder auf das komfortable Deutschland, auch wenn dort alles kühler und weniger herzlich ist. Ich hoffe, dass ich die dortige Lebensfreude hier in Deutschland nicht so schnell vergesse, sondern weiter ausleben kann.